

A ñ
é ß

STARTER STORY • GERMAN • C1

Hundert Jahre Papier

Hundert Jahre Papier

Ingrid Feldmann hatte fünfunddreißig Jahre lang das Archiv des Wochenblatts verwaltet, jener kleinen Zeitung, die seit hundertsieben Jahren jeden Donnerstag über die Stadt und ihre Umgebung berichtete. Als der junge Verleger, ein Enkel des Gründers, ihr im Frühling mitteilte, dass die Redaktion zum Jahresende schließen werde, reagierte sie äußerlich ruhig. Innerlich rechnete sie sofort in Regalmetern: wie viel von hundert Jahren Papier würde am Ende überhaupt noch existieren dürfen.

Der junge Verleger, Simon Arnold, kam nur einmal ins Archiv herunter und blieb keine zehn Minuten. Er fragte, ob die Bände einen Marktwert hätten, vielleicht für Sammler, und wirkte enttäuscht, als Ingrid verneinte. Ihm lag mehr an den freigewordenen Räumen für das geplante Coworking-Büro als an dem, was in den Regalen stand.

Das Archiv lag im Keller des alten Redaktionsgebäudes, zwischen der Druckerpresse, die seit zehn Jahren stillstand, und einem Heizungsraum, der immer ein wenig zu feucht roch. Auf den Regalen standen gebundene Jahrgänge, dick wie Ziegelsteine, jeder Rücken mit goldener Jahreszahl beschriftet. Ingrid kannte jeden einzelnen Band, manche besser als die Gesichter ihrer eigenen Nachbarn.

Das Stadtmuseum hatte angeboten, einen Teil des Archivs zu übernehmen, allerdings nur zwölf laufende Meter, kaum ein Zehntel des gesamten Bestands. Der Rest sollte digitalisiert werden, so gut es die knappe Zeit erlaubte, und danach eingestampft werden, Papier zu Papier. Ingrid hatte zwei Wochen, um zu entscheiden, welche hundert Jahre es wert waren, in Regalen weiterzuleben, statt in einer Mühle zu verschwinden.

Die Auswahl begann leicht. Die erste Ausgabe von 1917 blieb selbstverständlich, ebenso die Sonderausgabe zum Kriegsende 1945 und der Bericht über die große Überschwemmung von 1965, die halb noch die älteren Bewohner der Stadt in Gesprächen heimsuchte. Bei solchen Bänden musste Ingrid nicht lange nachdenken.

Schwieriger wurde es bei den Jahrgängen zwischen den großen Ereignissen: den Bänden voller Vereinsfeiern, Schulabschlüsse, Gemeinderatsprotokolle und Todesanzeigen. Niemand würde je wieder eine Doktorarbeit über den Bau der neuen Turnhalle 1978 schreiben, dachte Ingrid, und trotzdem war genau das oft die einzige Spur, die von einem gewöhnlichen Leben blieb. Eine Todesanzeige, drei Zeilen lang, war für manche Familien das letzte gedruckte Zeugnis, dass es diesen Menschen überhaupt gegeben hatte.

Am unangenehmsten waren die Jahrgänge zwischen 1936 und 1945. Ingrid hatte sie all die Jahre eher gemieden als studiert, obwohl sie genau wusste, was darin stand. Die Zeitung hatte, wie die meisten ihrer Art, in jenen Jahren getan, was von ihr verlangt wurde: Aufmärsche gefeiert, Anordnungen abgedruckt, unbequeme Namen verschwiegen.

In einem Band von 1943 stieß sie auf einen kurzen, unauffälligen Artikel über die „Neubesetzung“ einer Anwaltskanzlei in der Bahnhofstraße. Der bisherige Inhaber, ein gewisser Julius Rosenthal, wurde darin mit keinem Wort erwähnt, nur sein Nachfolger freundlich vorgestellt. Unter dem Artikel stand, klein und ordentlich, das Kürzel des verantwortlichen Redakteurs: K.F.

Ingrid brauchte einen Moment, um zu begreifen, wessen Kürzel dort stand. Karl Feldmann, ihr eigener Vater, war von 1938 bis 1961 Redakteur des Wochenblatts gewesen, ein Mann, den sie ihr Leben lang als freundlichen, etwas müden Zeitungsmacher gekannt hatte, nicht als Verfasser einer solchen Zeile. Sie hatte gewusst, dass er in jenen Jahren gearbeitet hatte; sie hatte nie gewusst, woran genau.

Sie saß lange auf dem kalten Betonboden des Archivs, den schweren Band auf den Knien. Hatte ihr Vater den Artikel aus Überzeugung geschrieben oder aus Angst, weil ein Redakteur, der sich weigerte, seine Stelle und vielleicht mehr verlor? Die Zeitung selbst gab darauf keine Antwort; sie druckte nur, was gedruckt werden musste, in der immer gleichen ordentlichen Schrift.

Für einen Moment erwog Ingrid, genau diesen einen Band aus der Auswahl für das Museum zu streichen und ihn stattdessen in den Stapel für die Mühle zu legen. Niemand hätte es je bemerkt, ein einziger Jahrgang unter siebenundneunzig anderen. Die Versuchung selbst erschreckte sie mehr als der Artikel: Sie tat in diesem Moment genau das, was ihrem Vater vorzuwerfen sie im Begriff war.

Sie legte den Band zurück auf den Stapel für das Museum, direkt neben die Sonderausgabe von 1945. Ein Archiv, dachte sie, das nur die bequemen Wahrheiten aufbewahrt, ist kein Archiv mehr, sondern eine zweite, hübschere Lüge. Wenn die Stadt ihre Geschichte behalten wollte, musste sie auch diese Seite behalten, mit dem Kürzel ihres Vaters darunter.

Am nächsten Tag schrieb sie eine kurze Karteikarte, die sie in den Band von 1943 legte: den Namen des Vorbesitzers der Kanzlei, das vermutete Schicksal der Familie Rosenthal, so weit sie es in einer Nacht recherchieren konnte, und den Hinweis, dass der Artikel von ihrem eigenen Vater verfasst worden war. Es war keine Entschuldigung. Es war nur ein Versuch, der Seite ihre eigentliche Geschichte zurückzugeben.

Die restlichen Tage vergingen ruhiger. Ingrid fand auch schönere Dinge in den Bänden: eine Serie von Leserbriefen aus den fünfziger Jahren über den Bau des Freibads, in denen sich halb die Stadt stritt und versöhnte, und Hochzeitsfotos, in denen sie junge Gesichter erkannte, die heute Großeltern waren. Manche Bände weckten ein Lächeln, andere ein Schweigen, aber keiner ließ sie kalt.

Am letzten Tag kam ein kleiner Lastwagen des Museums, um die zwölf Meter Regal abzuholen, die Ingrid ausgewählt hatte. Zwei junge Männer trugen die Bände hinaus, einen nach dem anderen, während der Rest des Archivs bereits in Kartons für die Papiermühle wartete. Ingrid stand daneben und zählte im Kopf mit, wie sie es fünfunddreißig Jahre lang mit Auflagenzahlen getan hatte.

Bevor sie ging, nahm sie noch einmal den Jahrgang 1943 in die Hand und legte ihn behutsam ganz oben auf den Museumsstapel, sichtbar, nicht versteckt zwischen den anderen. Der junge Museumsmitarbeiter fragte kurz, ob dieser Band etwas Besonderes sei. „Ja“, sagte Ingrid. „Der hat am längsten gebraucht, um hierher zu kommen.“

Als der Lastwagen wegfuhr, blieb Ingrid allein im leeren Keller zurück, zwischen den nun kahlen Regalen und dem Geruch nach altem Papier, der wohl noch Jahre bleiben würde. Sie dachte daran, dass ein Archiv nie wirklich entscheidet, was die Zukunft für wichtig hält; es entscheidet nur, wessen Stimme überhaupt noch die Chance bekommt, gehört zu werden. Zum ersten Mal seit Wochen fühlte sie sich nicht wie eine Verwalterin von Papier, sondern wie jemand, der endlich ehrlich Abschied genommen hatte, von hundert Jahren und von ihrem Vater zugleich.

OQOU STARTER LIBRARY

This story is from oqou's free starter library, graded at C1 for German readers.

Read it interactively in the oqou app: tap any word for an instant translation, listen with natural narration, and carry your saved vocabulary into every story you read next.

oqou.app

[Download oqou on the App Store](#)

oqou •